

Ali und Nino (Kurban Said)

„Habent sua fata libelli“, sagt der Lateiner, „Bücher haben ihre Schicksale“. Ein nicht ganz gewöhnliches Schicksal hat das Buch „Ali und Nino“, mit dem wir uns heute beschäftigen und über dessen Wahl sich manche verwundert haben. 1937 erschien es in Wien unter dem Autornamen Kurban Said. Unter demselben Namen kam im Jahr darauf ein weiterer, heute vergessener Roman mit dem Titel „Das Mädchen vom Goldenen Horn“ heraus, aber eine Person dieses Namens ist nicht bekannt. Es handelt sich eindeutig um ein Pseudonym, und zwar ein passend gewähltes: Der Roman spielt in den Jahren 1914-1920 in Baku, der Erdölstadt am Kaspischen Meer, und anderen transkaukasischen Regionen sowie Persien. Kurban ist arabisch, auch türkisch, und bedeutet „Opfertier“, Saïd ist ein häufiger arabischer, auch persischer Vor- und Nachname mit der Bedeutung „glücklich“. Es wird also suggeriert, dass der Autor ein Orientale ist, der über die Schauplätze und die Mentalität der Personen Bescheid weiß, insbesondere über die des Ich-Erzählers, eines aserbaidzhanischen Adelsprosses (der Glück erlebt und sich schließlich opfert). Das Copyright aber gehörte einer real existierenden Person: der Baronin Elfriede Ehrenfels von Bodmershof, die viel gereist war und sich als Publizistin betätigte, überdies Gattin eines Asienforschers, Anthropologie-Professors im indischen Madras, der in Wien eine Art Orient-Zirkel ins Leben gerufen hatte und sich nach seinem Übertritt zum Islam Baron Omar Rolf von Ehrenfels nannte. Wir nehmen zur Kenntnis: Es gab in der Zwischenkriegszeit in Wien (und anderen deutschsprachigen Städten) eine Orient-Szene und Kreise mit Sympathien für den Islam. Dass die Baronin das Buch, dessen Copyright sie innehatte, auch selbst geschrieben hatte, wurde vor allem von ihrer Nichte, die das Copyright erbt, verfochten, zumindest sei sie die Co-Autorin, zusammen mit einem Schriftsteller namens Lev Nussimbaum. Häufiger allerdings wird dieser Nussimbaum als der alleinige Autor angesehen. Er stammte aus einer jüdischen Familie und wurde 1905 in Baku geboren; sein Vater war aus Russland dorthin gezogen und hatte im Ölgeschäft ein Vermögen gemacht. Allerdings floh die Familie beim Angriff der Roten Armee aus der Stadt, endgültig 1920, und Lev kam auf Umwegen nach Berlin. Er kannte also Baku aus eigener Anschauung (er besuchte die Schule, in der wir den Ich-Erzähler antreffen), verließ die Stadt aber schon recht jung. Übrigens lernte er nicht erst nach der Flucht Deutsch, sondern war nach dem Suizid der Mutter 1911 von einem deutschen Kindermädchen erzogen worden. Es handelt sich um eine seltsam schillernde Gestalt: Er trat in der literarischen Szene als „Salonorientale“ auf, mit Fes auf dem Kopf und Dolch im Gürtel, und „bezauberte“, wie gesagt wurde, durch seinen „pseudoorientalischen Charme“ die Berliner Bohème. Andererseits war er 1922 tatsächlich zum Islam konvertiert, studierte Türkisch, Arabisch und islamische Geschichte, er galt als anerkannter Vorderasien-Experte und schrieb erfolgreiche Bücher (Belletristisches unter dem Namen Essad Bey, aber auch eine Mohammed-Biographie, die als Standardwerk galt). 1936 zog er wegen der politischen Verhältnisse in Deutschland nach Wien und kam in Kontakt mit der Baronin Ehrenfels, mit der er auch ein Verhältnis gehabt haben soll. (Ihre Ehe mit dem Baron war zerrüttet und wurde später geschieden.) Dass er ein neues Pseudonym benützte und beim Verlag nicht als Autor auftrat, lässt sich, wenn es denn so war, ein-

leuchtend damit begründen, dass ihm als Juden zu dieser Zeit der deutsche Büchermarkt verschlossen war. 1938 reiste er nach Italien, wohl zu Recherchen für ein neues Werk, erkrankte aber schwer und starb 1942 in Positano (übrigens umsorgt von seinem alten Kindermädchen aus Baku).

Das Buch „Ali und Nino“ verkaufte sich in den deutschsprachigen Ländern gut und wurde bis 1944 in sechs europäische Fremdsprachen übersetzt, war also durchaus ein Erfolgstitel. Dann war Pause. Man liest vielfach die Aussage, das Buch sei nach dem Weltkrieg „verschollen“ gewesen, was immer das heißen mag. Überraschenderweise aber erhob sich ab 1970 ein neues, weltumspannendes Interesse, ohne dass ich dafür eine Erklärung zu bieten hätte. 1970 kam es sowohl in den USA als auch in England auf Englisch heraus, und dann folgte Übersetzung auf Übersetzung (1970 ins Arabische und ins Türkische, 1974 ins Japanische usw.), das Buch galt als „masterpiece“, wurde „famous romance“ genannt u.ä. Neue Fahrt bekam die Verbreitung nach 1990. Die georgisch-deutsche Schriftstellerin Nino Haratischwili spricht in ihrem Nachwort zur gegenwärtig lieferbaren deutschen Ausgabe von einem „Hype“ in den Neunzigern. Auch ich habe in dieser Zeit das Buch präsentiert bekommen als eines, das „man“ liest. Die Zahl der Übersetzungen und Neuausgaben wuchs weiter; insgesamt sind Ausgaben in 39 Sprachen bekannt. Inzwischen scheint der Hype zumindest in Deutschland vorbei zu sein. Immerhin kam noch 2016 eine aufwändige Verfilmung in die Kinos, bezeichnenderweise eine britisch-aserbaidschanische Koproduktion, unter deren executive producers auch eine Tochter des aserbaidschanischen Staatspräsidenten war. Der Verfilmung hat offensichtlich etwas mit einem nationalen Interesse zu tun (was man dem Film auch anmerkt). Und das führt uns erneut zur Frage nach dem Verfasser unseres Buches zurück.

Noch einmal ins Jahr 1970: Die türkische Übersetzung erscheint. Und im Vorwort behauptet der Übersetzer Yazichioghlu, das Manuskript für „Ali und Nino“ sei von einem fremden jungen Mann bei dem Wiener Verlag abgeliefert worden, und dabei habe es sich um den aserbaidschanischen Romancier Yusif Chamanzaminli gehandelt. Diese Behauptung braucht 20 Jahre, bis sie in Aserbaidschan ihre Wirkung entfaltet. Dort wird 1990 nicht die erste, aber die erste vollständige Übersetzung in die Landessprache Azeri veröffentlicht. Und 1991 erklärt das Land, das bisher zur UdSSR gehört hat, seine Unabhängigkeit. In dieser Atmosphäre wächst unserem Roman der Rang eines Nationalepos zu, natürlich als Werk eines einheimischen Autors: Chamanzaminlis. Die internationale Literaturwissenschaft ist nicht überzeugt, ein Amerikaner namens Tom Reiss verteidigte 2005 in seiner Biographie Nussinbaums ausführlich dessen Autorschaft, Betty Blair dagegen, eine Amerikanerin mit Zweitwohnsitz in Baku, versuchte (u.a.) 2011 wahrscheinlich zu machen, dass Chamanzaminli zumindest der Kernautor („core author“) des Romans sei, den dann Nussinbaum wohl noch ausgeschmückt („embellished“) habe. Die Argumentation hier nachzuzeichnen ist natürlich nicht möglich. Wir verlassen einfach für den Moment das Kampffeld und kommen am Ende zur Frage der Autorschaft zurück.

Jetzt endlich zu dem Buch selbst. Hören wir, etwas gekürzt, die ersten Seiten des Romans:

Text 1

„Im Norden, Süden und Westen ist Europa von Meeren umgeben. Das nördliche Polarmeer, das Mittelmeer und der Atlantische Ozean bilden die natürlichen Grenzen dieses Kontinents. [...] Die Ostgrenze Europas zieht sich durch das Russische Kaiserreich den Ural entlang, durchschneidet das Kaspische Meer und läuft dann durch Transkaukasien. Hier hat die Wissenschaft ihr letztes Wort noch nicht gesprochen. Während manche Gelehrte das Gebiet südlich des kaukasischen Bergmassivs als zu Asien gehörig betrachten, glauben andere, insbesondere im Hinblick auf die kulturelle Entwicklung Transkaukasiens, auch dieses Land als Teil von Europa ansehen zu müssen. Es hängt also gewissermaßen von Ihrem Verhalten ab, meine Kinder, ob unsere Stadt zum fortschrittlichen Europa oder zum rückständigen Asien gehören soll.“

Der Professor lächelte selbstgefällig. Den vierzig Kindern der dritten Klasse des kaiserlich russischen humanistischen Gymnasiums zu Baku, Transkaukasien, stockte der Atem vor den Abgründen des Wissens und der Last der Verantwortung.

Eine Weile schwiegen wir alle, wir dreißig Mohammedaner, vier Armenier, zwei Polen, drei Sektierer und ein Russe. Dann hob Mehmet Haidar in der letzten Bank die Hand und sagte: „Herr Professor, bitte, wir wollen lieber in Asien bleiben.“

Schallendes Gelächter ertönte. Mehmed Haidar drückte schon zum zweiten Male die Bank der dritten Klasse. Er hatte alle Aussicht, auch das dritte Jahr in derselben Klasse zu verbringen. [...]

Und während vier Armenier, zwei Polen, drei Sektierer und ein Russe sich an seiner Blödheit freuten, hob ich die Hand und erklärte:

„Herr Professor, auch ich will lieber in Asien bleiben.“

„Ali Khan Schirwanschir! Auch du! Schön, tritt vor.“

Professor Sanin schob die Unterlippe vor und verfluchte innerlich sein Schicksal, das ihn an die Ufer des Kaspischen Meeres verbannt hatte. Dann räusperte er sich und sagte gewichtig:

„Kannst wenigstens du deine Ansicht vertreten?“

„Ja, ich fühle mich in Asien ganz wohl.“

[...]

Es läutete. [...] Es war große Pause, und da hatte man drei Möglichkeiten: In den Hof zu rennen und die Schüler des benachbarten Realgymnasiums zu verprügeln, [...] laut miteinander tatarisch zu reden, damit es die Russen nicht verstünden und weil es verboten war, oder: über die Straße zu eilen, in das Mädchenlyzeum der hl. Königin Tamar. Ich entschloss mich für das letztere.

[...] Meine Kusine Aische winkte mir zu. Ich schlüpfte durch das Gartentor. Aische ging Hand in Hand mit Nino Kipiani, und Nino Kipiani war das schönste Mädchen der Welt. Als ich den beiden von meinen geographischen Kämpfen berichtet hatte, rümpfte das schönste Mädchen der Welt die schönste Nase der Welt und sagte:

„Ali Khan, du bist dumm. Gottlob sind wir in Europa. Wären wir in Asien, so wäre ich schon längst verschleiert, und du könntest mich nicht sehen.“

Ich gab mich geschlagen. Die geographische Fragwürdigkeit der Stadt Baku rettete mir den Anblick der schönsten Augen der Welt.

Welchen Eindruck macht der Text, zu welchem Genre scheint der Roman zu gehören? Hört sich das nach Melodram an? Nein, es geht heiter zu, ironisch-satirisch, fast wie in einer gepflegteren Schülerklamotte à la „Feuerzangenbowle“. Und dennoch wird bereits das entscheidende Thema vorgestellt: Europa und Asien (womit genauerhin Vorderasien, inklusive Persien und auch Osmanisches Reich, gemeint ist), nicht nur als geographische Größe, sondern auch im Sinne von Fortschritt, Moderne versus „Rückständigkeit“, positiver ausgedrückt: Verhaftung in alter Tradition. Der Gegensatz wird von den Personen deutlich empfunden, auch wenn die europäische Moderne verdünnt in Gestalt der russischen, und zwar provinziell-russischen, Variante präsent ist. In der Tat gab es in Baku, der Ölstadt, die in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, in der wir uns befinden, die Hälfte des weltweit geförderten Öls lieferte (noch immer war die Firma von Robert Nobel, dem Bruder Alfreds, bestimmend), diesen Gegensatz, sogar räumlich ausgeprägt: der Kern, die Altstadt, mit seinem massiven Festungsgürtel wurde umschlossen von europäisch geprägten Außenbezirken. Es sei eingefügt, dass ein analoger Gegensatz auch heute besteht: Aserbaidschan, seit 1991 ein eigener Staat, wie erwähnt, wird fast ausschließlich von Muslimen bewohnt und nach einer säkularstaatlichen Periode immer mehr vom Islam bestimmt; es ist aber seit 2001 Mitglied des Europarats (wenn auch dort nicht unumstritten) und sucht auch sonst den Anschluss an Europa (Eurovision Song Contest u.a.).

Das Buch hat einen Ich-Erzähler: Ali mit dem Titel Khan aus der vornehmen Familie Schirwanschir (die tatsächlich existiert – der Palast der Schirwanschir ist noch heute eine der Sehenswürdigkeiten Bakus), mit historisch bedeutenden Vorfahren und engen Beziehungen nach Persien. Seine beiläufig erscheinende Bemerkung, er fühle sich in Asien ganz wohl, ist in Wirklichkeit eine ganz wesentliche Aussage: Er ist tief geprägt von der muslimi-

schen Tradition der Familie und der Heimatstadt, er bekennt sich zu dem Blut, das gemäß uralten Ehrbegriffen geflossen ist und fließt („dieses vergossene Blut macht uns stark und tapfer“), er liebt das Land, die Wüste und den nach Öl riechenden Strand aus tiefstem Herzen, er bewundert seinen persischen Onkel, der mit seinen Frauen zu medizinischer Betreuung nach Baku kommt, weil er mit so vollendeter Vornehmheit mit den Händen essen kann. (Dem europäischen Leser erscheint dieser Onkel als drolliger Ignorant, der sich erhaben fühlt über Europa mit seinen komischen Bräuchen und seiner hirnverbrannten Humanität.) Dabei ist Ali im kaiserlichen Gymnasium ein guter Schüler (außer in Latein, aber der Sohn eines Schirwanschir fällt, wenn der Vater mit allen Orden aufkreuzt und der Mullah Latein für „eitlen Wahn“ erklärt, deswegen nicht durch), er kennt sich in der antiken Mythologie aus (am Strand fällt ihm Medea ein, deren Sage hier spielt). Insbesondere hat er eine ungewöhnliche Begabung für gesprochene Sprachen (er kann z.B. nicht nur fließend Russisch, sondern reproduziert perfekt den Akzent von St. Petersburg und anderen Regionen). Deshalb will er auch nach der Matura (wir haben nach der einleitenden Drittklässlerszene einen Zeitsprung gemacht) in Moskau am Institut für orientalische Sprachen Karriere machen. Er hat also trotz der Wesensfremdheit keine Berührungsängste gegenüber der europäischen Welt, und er muss etwas darstellen, um Nino heiraten zu können. (Und wenn sie doch nicht will? „Nun, dann hole ich mir ein paar wackere Männer, werfe Nino über den Sattel, und rasch hinaus über die persische Grenze.“ Ist das ein Scherz oder meint er das ernst?)

Nino (benannt nach der heiligen Nino, der „Erleuchterin Georgiens“) ist die Tochter des georgischen Fürsten Kipiani, die Familie isst mit Messer und Gabel (was Ali übrigens auch ohne Probleme kann), trinkt englischen Tee und wohnt in der „Außenstadt“, wo auf breiten Straßen der Verkehr lärmt und Morde allenfalls wegen Geld verübt werden. Sie liebt Ali ebenso ernsthaft wie er sie, aber sie steht nicht, wie er, zwischen den Kulturen: Schleier und Harem kommt für sie nicht in Frage, und Ali gesteht ihr das zu (beim Schleier ohne rechte Überzeugung, „grüblerisch“: Hat die Verschleierung nicht manche Vorteile?). Die Liebe der beiden ist eine Konstante, die solchen Differenzen trotzt. Sie ist übrigens so heiß, dass er ihr, muslimisches Frauenbild hin oder her, recht forsch an die Wäsche geht, und das in einem öffentlichen Park, und dass sie dies, Lyzeumserziehung hin oder her, wohlgefällig duldet. Bei einem Familienurlaub der Kipianis in Berg-Karabagh, wohin sich Ali nach bestandener Matura ebenfalls begibt, macht er ihr einen richtiggehenden Heiratsantrag, wobei ihnen die Probleme wohl bewusst sind, etwa die Frage, welche Religion ihre Kinder einmal haben sollen.

In Karabagh, einem vorwiegend von Armeniern besiedelten Gebiet, wie wir ja durch die wenige Jahre zurückliegenden Wirren wissen, begegnen wir zum ersten Mal einem besonderen, für den Roman kennzeichnenden Genre: der ausführlichen Schilderung von Folklore. Ali und die anderen Protagonisten nehmen an volkstümlichen Festen teil, erleben Brauchtum und hören historische oder sagenhafte Erzählungen aus der Vergangenheit der Region. Ähnliches gibt es später in Georgien, Daghestan und Persien, auch Alis eigene aserbajdschanische Erinnerungen sind zu nennen. Nach dem Urteil von Fachleuten sind die Schilderungen wenig verlässlich. (Bei der Gelegenheit sei erwähnt, dass auch manche geo-

graphischen Angaben nicht richtig sind und dass die Chronologie des Romans teilweise unstimmig ist.) Aber es ist ein ganz besonderes Interesse des Verfassers zu spüren, das er offenbar auch bei seinem Publikum voraussetzt. Wir sollten uns klar machen, dass die 30er Jahre auch in Deutschland die hohe Zeit der Volkskunde waren, man in der volkstümlichen Überlieferung die spezifische Eigenheit des eigenen Wesens und tiefe urmenschliche, vorintellektuelle Substanz suchte. Unser Roman bietet solche Volkskunde fast im Übermaß, aber eben exotische (wenn man will, Blut und Boden auf transkaukasisch), im Besonderen von islamischen Völkern, aber keineswegs ausschließlich. Man möchte von einer romantischen Neigung sprechen, die von gewachsener Besonderheit fasziniert ist und die gleichmacherische rationale Moderne ablehnt. Bezeichnend ist es, wenn beim Abiball Alis die traditionelle Musik persischer Musikanten von den russischen Gymnasiallehrern als primitiv verachtet wird, ein ungebildeter Einheimischer aber Tränen vergießt, weil sie ihn in der Seele ergreift – es ist klar, wem nach der Leserlenkung des Autors unsere Sympathien gehören sollen.

Dann bestimmt zum ersten Mal die Weltgeschichte die Handlung: Es trifft die Meldung ein, der Zar habe irgendwelchen westlichen Fürsten den Krieg erklärt, im Klartext: der Erste Weltkrieg ist ausgebrochen. Die Muslime in Baku sind nicht verpflichtet, Kriegsdienst zu leisten, die Freunde Alis legen jedoch freudig den Fahneneid ab – nicht wegen des Kriegsherrn, der ihnen gleichgültig ist, sondern weil ein echter Mann den Krieg liebt: Siegt man, kehrt man mit reicher Beute heim, fällt man, wird man als Held verehrt. Ali allerdings macht nicht mit (und zieht damit viel Unverständnis auf sich), nicht weil er weniger martialisch eingestellt wäre, aber er will nicht für den Zaren fern von der Heimat kämpfen: „Ich liebe den Krieg, aber nicht diesen.“ Zu gegebener Zeit werde er seine Qualitäten beim Blutvergießen schon erweisen.

Hier, bei der prinzipiellen Kriegsbejahung, fühlt sich der Leser, nicht zum ersten Mal, in seiner Beurteilung der „orientalischen“ Einstellungen verunsichert: Werden sie dem mitteleuropäischen Publikum, an das sich der deutsch geschriebene Roman ja wendet, als exotische, nicht ernst zu nehmende Kuriositäten vorgeführt oder sollen sie ein ernsthaftes Angebot sein, das wir zumindest mit Respekt oder gar Bewunderung zur Kenntnis nehmen, vielleicht sogar übernehmen sollen? Wenn der naive persische Onkel kein Verständnis hat für die Europäer, die mit ungeheurem Aufwand andere Völker besiegen, aber die Besiegten human behandeln statt sie abzuschlachten, mokieren wir uns über seine Primitivität, aber wenn Alis Vater dem jetzt als erwachsen geltenden Sohn einschärft: „Vergib nie den Feinden, wir sind keine Christen!“, dann kann das nicht mehr als komisches Element gesehen werden – aber wie sollen wir es werten? Wenn die Gymnasialklasse sich verkleinert, weil in den Ferien ein Schüler der Blutrache zum Opfer gefallen ist, nehmen wir das noch als makabren Scherz mit Lokalkolorit, aber wenn Ali den Kriegsausbruch nach dem Attentat von Sarajewo mit der Notwendigkeit der Blutrache rechtfertigt, bekommen wir eine reflektierte und differenzierte Argumentation zu hören. Es bestätigt sich, was sich bei der Interpretation der Folklore-Begeisterung nahelegte: Der Roman hat letztlich eine antimoderne, antiintellektuelle, sogar antihumanistische Tendenz; auch bei den gesellschaftlichen Einstellungen (zu Krieg, Rache, Geschlechterverhältnis) gilt dem Tradierten, Urtümlichen, im

Innern Verwurzelten zumindest einige Sympathie. Dass Anti-Modernismus, kämpferische Haltung gegen die aufgeklärte Moderne in der islamischen Welt auch und gerade heute eine große Rolle spielt, wissen wir alle. Erinnerung sei an Mohammed Atta, den Chef-Attentäter vom 9.11.2001: Er schrieb seine Diplomarbeit über traditionelle Lebens- und Wohnformen in der Altstadt von Aleppo und war tief betrübt über deren Zerstörung durch die von Europa importierte Neuzeitlichkeit. Und Boko Haram heißt ja: Moderne Bildung ist gottlos. Aber bleiben wir bei unserem Buch.

Ali lebt also als Zivilist im Kontakt mit Nino ein angenehmes Nach-Matura-Leben. Häufiger Begleiter dabei ist Melik Nachararjan, ein vornehmer Armenier, alter Freund Alis, Autobesitzer und gebildeter Genussmensch. Man diskutiert zu dritt über die Zukunft der Region: Nino ist für die Fortsetzung der russischen Oberherrschaft, die den Schutz der christlichen Minderheiten garantiert und Gräueltaten von Seiten der Perser und Türken, der islamischen Nachbarn, verhindert. Nachararjan dagegen hält die Mohammedaner, Georgier und Armenier inzwischen für fähig, je selbständig ihre Eigenart zu bewahren und Frieden zu halten. (Deshalb zeigt er sich auch erfreut über die völkerverbindende Mischehe, die die beiden planen.) Und Ali? Wie so oft schwankt er und formuliert nur in Gedanken, in welche Richtung er im Tiefsten tendiert: „Gott hat uns euch zur Beute geschenkt.“

Der europäische Leser wird von Nachararjans Haltung positiv beeindruckt sein. (Auch Ali denkt: „Es gab also wirklich anständige Armenier“, was ihn „verwirrt“. Als er ihn aber einmal umarmt, wird ihm das von seinen eigenen Leuten übel vermerkt.) Nur unterschwellig registriert man Details, die den Mann in weniger günstigem Licht erscheinen lassen: seine oft betonte Fettleibigkeit, die „hervorstehenden Augen“ („Schafsaugen“), das Gefälligkeitsattest, das dem kerngesunden Mann den Kriegsdienst erspart hat.

Eine politische Wende: Der Sultan greift in den Krieg ein, will die Gläubigen vom Joch Russlands und Englands befreien. (In Wirklichkeit hat Russland schon im November 1914 die Grenze zur Türkei überschritten, aber wir hören eben, wie die Dinge in Baku gesehen werden.) Das führt bei den kriegsbegeisterten Freunden Alis zu einem Loyalitätskonflikt: zwischen dem Zaren, dem Landesherrn, dem sie den Fahneid geschworen haben, und dem Vorkämpfer ihrer Religion, dem islamischen Kalifen. Ali wird jetzt plötzlich nicht mehr verächtlich angeschaut, sondern beneidet. Er selbst ist auch gespalten, neigt aber dazu, den Einmarsch der Türken zu wünschen. Seine Unsicherheit wächst aber nach einem Gespräch mit seinem bigotten Schulfreund Seyd, einem Nachfahren Mohammeds: Für diesen entschiedenen Schiiten sind die sunnitischen Osmanen schlimmer als die Ungläubigen. (Wir kennen diesen Gegensatz ja aus der Gegenwart und wissen, dass auch sonst Ketzer der eigenen Gruppierung mehr gehasst werden als Angehörige anderer Religionen.)

In der Ehefrage gibt ihm Seyd aber eine erfreuliche Auskunft: Ali kann ruhig eine Ungläubige heiraten, denn die Frauen haben ja keine Seele und keinen Verstand, sie sollen nicht geliebt werden, sondern sie sind ein Acker, der möglichst viel Nachkommenschaft hervorbringen soll. Ali ist beruhigt, dass von dieser Seite kein Widerstand kommt. Sein Vater spricht ähnlich: Solange Nino ihre religiöse Aktivität auf den sonntäglichen Kirchgang beschränkt, ist ihr Glaube kein Hindernis – Liebe ist, was die Frau betrifft, nicht wichtig (man liebt die Heimat, den Krieg), wichtig ist die Gebärfähigkeit. Das empört den leiden-

schaftlich liebenden Ali zunächst (den Vater nimmt er menschlich ernster, da regt er sich auf - den Fundamentalisten Seyd hat er reden lassen), aber er beruhigt sich mit dem Gedanken, dass er diese weise Einstellung in höherem Alter vielleicht auch einmal erreichen werde.

Das Problem ist Fürst Kipiani: Nino ist so jung, die Unterschiede in Religion, Erziehung, Herkunft sind so groß, und dann die unsicheren Zeiten – man sollte abwarten, bis der Krieg zu Ende ist. Die freundlich vorgebrachten Bedenken erscheinen dem Leser nicht unplausibel, aber Ali rast über die Schmach, will Nino auf der Stelle nach Persien entführen; „kaukasischen Amok“ nennt es Nachararjan, der ihn in seiner Gekränktheit antrifft. Jetzt erlebt ihn Ali als wahren Freund: Er beruhigt den in seiner Ehre Verletzten und verspricht, sich bei Kipiani ins Mittel zu legen. Nino belauscht die Gespräche und erzählt sie Ali weiter: Der Armenier spricht von der „Magie“ der Stadt Baku, die in der „mystischen Verbundenheit ihrer Rassen und Völker“ liege, und hat mit derartig abgehoben-irenischen Reden schließlich Erfolg; bei der Mutter allerdings bleiben Ängste, und auch bei Nino, die Ali liebt, aber seine Welt fürchtet und sich fragt sich, was ihr Geliebter, der brav dem Harem und der Verschleierung abgeschworen hat, in zehn Jahren anstellen wird. Fürst Kipiani gibt dem Schwiegersohn in spe ein sehr anderes Bild von der Ehe mit als dessen Vater: Sie sei ein Bund gleichberechtigter Menschen mit freier Seele. So fährt man gemeinsam in die georgische Hauptstadt Tiflis (Tbilissi), um der Familie den Verlobten der Tochter vorzustellen. Dabei wird der Reichtum der Familie offenbar, und ähnlich wie in Karabagh erleben wir, heiter, leicht satirisch geschildert, üppigste Feste (auch Ali greift gelegentlich zu einem Glas Wein), hören von der Lebenslust und Grazie des Volkes. Gleichzeitig wird über blutige Episoden der Familiengeschichte referiert, aus denen hervorgeht, dass Nino und Ali, dessen Vorfahr an den Gräueln in Georgien beteiligt war, von Rechts wegen Todfeinde sein müssten.

Erwähnt sei, da wir uns mit dem Thema in diesem Kreis schon befasst haben, dass auch von den Vernichtungsmaßnahmen gegenüber den Armeniern in der Türkei die Rede ist, aber nur nebenbei – Ali interessiert sich für diese Nachrichten nicht weiter. Nachararjan, der ja Armenier ist, spricht beim Sekt von der gegenseitigen Liebe der kaukasischen Völker - und transferiert sein Geld nach Schweden.

Und das ist ein unauffälliger Vorausverweis auf die überraschenden Wende der Handlung, die uns jetzt erwartet. Ali hat, wieder in Baku, Karten für die Oper besorgt (der große Schaljapin singt), aber sein Vater fordert dringlich seine Teilnahme an einer Grundsatzbesprechung der reichen Familienhäupter Bakus. Keiner der Jugendfreunde hat Zeit, an Alis Stelle Nino zu begleiten, schließlich opfert sich Nachararjan. Ali atmet auf: „In der Not zeigt sich der wahre Freund.“ Die (sehr ironisch wiedergegebene) Diskussion (man will mehrheitlich alle Russen umbringen und vertraut weiter auf die Macht des Öls) ist zu Ende, Ali sucht seine Freunde in der Kaserne auf, da stürmt der fromme Seyd herein: „Nachararjan hat Nino entführt.“ Seyd hat die beiden vor dem Opernhaus beim Besteigen des Autos belauscht, sich dann auf das Koffergestell des Autos geschwungen und vor Kipianis Haus noch einmal ihren Wortwechsel mitbekommen (ein etwas simples technisches Mittel, um den Dialog Ali und dem Leser zur Kenntnis zu bringen – auf „Tim und Struppi“-Niveau). Der Ar-

menier hat das widerstrebende Mädchen beschworen: „Sie dürfen nicht in die Hände der Wilden fallen. [...] Ich entreiße Sie den Klauen Asiens.“ Er will sie in seine Villa in Mardakjani bringen, später soll die Trauung in Moskau und die Übersiedlung nach Schweden folgen. So weiß Ali gleich, wohin er zu reiten hat. Einer der Freunde bringt ihm (verbotenerweise natürlich) das Pferd des Regimentskommandanten, eine Unglaublichkeit von einem Pferd, das Ali schon in Karabagh kennen und bewundern gelernt hat, die anderen folgen auf normalen Rössern. Und nun ein Textausschnitt vom wilden Verfolgungsritt.

Text 2

Ich peitsche das Pferd. Ein wilder Schrei. So heult der Wüstenwolf beim Anblick des Mondes. [...] Warum schreie ich auf dem mondübergossenen Weg nach Mardakjani? Ich muss die Wut aufsparen. [...] Ich weine nicht, auch dann nicht, wenn ich plötzlich weiß, es gibt keine Brücke zwischen Ost und West, auch nicht die Brücke der Liebe. Lockende, leuchtende georgische Augen! Ja, ich stamme vom Wüstenwolf, vom grauen Wolf der Türken. [...] Mein Gesicht berührt die rotgoldene Haut des Pferdes. Plötzlich beiße ich in den Hals des Tieres. Mein Mund füllt sich mit dem salzigen Geschmack des Blutes. Eine Villa? In Mardakjani hat Nachararjan eine Villa. [...] Das Bett ist aus Mahagoniholz, rot und sehr breit. Weiße Laken, wie im Hotel in Stockholm. Er wird nicht die ganze Nacht philosophieren. Er wird ... Natürlich wird er. [...]

Die Straße ist schmal. Plötzlich lache ich. Welch Glück, dass wir in Asien sind, im wilden, rückständigen, unzivilisierten Asien. Das keine Autostraßen hat, sondern nur holprige Pfade, wie geschaffen für Pferde aus Karabagh. Wie schnell kommt ein Auto auf diesen Straßen vorwärts und wie schnell ein Pferd aus Karabagh? [...]

Das Auto! Langsam schleppt es sich vorwärts auf der holprigen Straße. Ein Auto aus Europa. Nicht geschaffen für die Wege Asiens. Noch ein Peitschenhieb. Ich erkenne Nachararjan am Steuer. Und Nino! Nino, zusammengekauert in der Ecke. [...]

Eine fremde zitternde Hand umklammert den Griff eines Revolvers. [...] Rasch, Ali Khan! Jetzt darfst du die Fassung verlieren! Ich ziehe den Dolch. Sie wird nicht schießen, die zitternde Hand. Der Dolch saust mit melodischem Klang durch die Luft. Wo habe ich das Werfen des Dolches gelernt? In Persien? In Schuschah? Nirgends! In meinem Blute, in meinen Adern kreist das Wissen um die Linie des Fluges, die ein Dolch einschlagen muss.

Von Ahnen ererbt. [...] Ein Schrei, unerwartet dünn und hoch. Die fette Hand spreizt die Finger. Ein Blutstreifen ergießt sich über das Handgelenk. Herrlich ist das Blut des Feindes auf dem Landweg nach Mardakjany. Der Revolver fällt zu Boden.

Ein äußerst emotionaler Text, ein Bewusstseinsstrom, der unmittelbar wirken, den Leser in die Situation hineinziehen will: Viele kurze Sätze, größtenteils unvollständig („Ein wilder Schrei.“), abgebrochene Sätze („Er wird ...“), Dialog des Sprechers mit sich selbst mit Ausrufen und Fragen, und vor allem ein ständiger assoziativer Wechsel, von der Situation zur hastigen Reflexion und zurück. Die Erregung ist mehr als motiviert: Der scheinbare Freund hat Ali schändlich verraten, mit dem Friedensschwätzer Nachararjan ist seine (uns doch sympathische) Vorstellung von der „Verbrüderung der Kaukasusvölker“, von harmonischer Verbindung der europäischen Moderne und der asiatischen Tradition desavouiert, und die Liebesbeziehung mit der hinreißenden Georgierin („Lockende, leuchtende georgische Augen!“) scheint zerrissen. Was den Text schwer genießbar macht, ist die ideologische Überhöhung: Der Reiter fühlt sich als Wolf (Ein Wolf im Sattel?) und beißt das willige Hochleistungspferd in den Hals, bis Blut kommt (Geht das überhaupt?), wobei der Gegensatz der türkischen Kultur, der der graue Wolf ja ausdrücklich zugerechnet wird, zu Alis eigener Tradition ausgeklammert wird. Die miese Straße wird glorifiziert als heiliges Werkzeug Asiens, das es dem asiatischen Reiter ermöglicht, das europäische Kraftfahrzeug einzuholen. Und die Treffsicherheit beim Dolchwurf, ohne dass Ali ihn je geübt hat, wird als Erbe der Ahnen erklärt, sie kommt aus dem Blut. (Heute würden wir sagen: aus dem asiatischen Gen.) Man muss dem Text allerdings zugutehalten, dass er ja die momentanen Gedankenblitze des extrem erregten Sprechers wiedergibt. (Der Treffer des Ungeübten genau auf die Revolverhand des Gegners bleibt aber auf jeden Fall ein triviales Element – Karl May lässt grüßen.)

Jetzt ist bei Ali das so genannte Asiatische, das von Anfang immer wieder aus dem Inneren aufgestiegen ist und die kompromissbereite Reflexion unterwandert hat, endgültig ausgebrochen. Aber selbst jetzt noch setzt ihm die Liebe eine Grenze. Es kommt zunächst noch zu einem längeren Kampf, trotz der Handverletzung des fetten Armeniers – aber es soll ja spannend sein, und Nachararjan hat in Europa den Faustkampf und die „Kunst des Tiefschlags“ erlernt, die dem Asiaten fremd ist. In dem erwacht dafür erneut der Wolf, Ali beißt den Hals des Gegners blutig und erdolcht ihn schließlich, vor den Augen der inzwischen eingetroffenen begeisterten Freunde. Für die ist es eine Selbstverständlichkeit, dass jetzt auch das Weib getötet wird, Nino, die sich nicht etwa mit tränenreichen Beteuerungen Ali zu Füßen wirft, sondern rätselhafterweise in stolzem Schweigen verharret. Ali aber sieht sie an, schön ist sie, wie damals im Schulhof des Lyzeums, und er gibt den strengen Auftrag, sie wohlbehalten nach Hause zu bringen – er selbst muss seine Wunden versorgen lassen.

Sobald Ali reisefähig ist, muss er fort, nach Daghestan. In dieses wilde Bergland ein Stück nördlich von Baku traut sich kein Polizist, meint der Vater (dabei kann er die Polizei auch

mit ein paar Geldscheinen von unliebsamer Pflichttreue abbringen), vor allem aber kein Armenier – die Bluträcher der Familie Nachararjan sind schon ausgeschwärmt. So lebt Ali die nächste Zeit in einer primitiven Behausung in einem Bergdorf und versucht mithilfe von Haschisch über seine Erschütterung hinwegzukommen. Wir erfahren wieder viel Folkloristisches, bei diesem harten Menschenschlag von besonders blutrünstiger Eigenart. Das wird nach dem aufgeregten Duktus der Action-Szene wieder im alten detailfreudigen, oft ironischen oder sogar witzigen Stil vorgetragen. Bald weiß ganz Baku, wo Ali sich aufhält, sogar eine Art journalistische Schwatzenbase sucht ihn heim und versucht, aufregende Neuigkeiten zu erfahren. Eines Tages aber wacht Ali auf und sieht neben seiner Matte Nino stehen. Ausgerechnet der fromme Seyd hat sie hergebracht - er will nicht, dass Ali vollends vor die Hunde geht. Ihre Augen sind voll Tränen: „Ich habe mich so nach dir gesehnt, Ali Khan.“ Und dann ist kein Halten mehr: Ali reißt ihr das Kleid vom Leibe und es geht heftig zur Sache. Der Abschluss allerdings ist recht indirekt-dezent:

Text 3

„Nino“, sagte ich, und als wäre in diesem Wort eine geheime, unfassbare Kraft, verschwand plötzlich alles Sichtbare und Gegenwärtige. [...] Sie weinte nicht. Aber plötzlich ergriff sie die Decke und verkroch sich unter die warmen Daunen. Sie barg ihr Gesicht an meiner Brust, und jede Bewegung ihres schmalen Körpers war wie ein Ruf der Erde, die nach gnadenspendendem Regen durstet. Behutsam zog ich die Decke herab. Die Zeit stand still. Wir schwiegen, ermattet und glücklich.

Viel mehr Gewicht kann man einem Liebesakt kaum geben. In der Rede von Erde und Regen lässt Ali die Acker-Metapher seiner muslimischen Ratgeber anklingen, mit dem Mann als Segensbringer, aber Nino zeigt sofort danach, dass sie keineswegs ein unterwürdiges Weibchen ist. Sie ist bereit abzureisen, ohne Ansprüche an den Mann zu stellen, der sie nach den Vorstellungen der Gesellschaft soeben zum „gefallenen Mädchen“ gemacht hat. Und sie erklärt offen, Nachararjan habe sie nicht gegen ihren Willen entführt. Sie hat sich zwar zunächst gewehrt und ihre Liebe zu Ali beteuert, aber dann offenbar die Argumentation mit der Unvereinbarkeit der Sphären, mit der asiatischen Prägung ihres Geliebten eingesehen. „Ich wusste, was ich tat, und hielt es für richtig. Es war aber falsch.“ Ali aber lässt sie nicht gehen. Er ruft den frommen Seyd, der zu geistlichen Handlungen berechtigt ist, und lässt sich auf der Stelle mit Nino trauen. Und dann bleibt die georgische Prinzessin bei ihm in der Hütte, holt Wasser und bäckt Brot, sie will zeigen, dass sie auch kann, was von Asiatinnen erwartet wird: ihrem vom Tod bedrohten Mann beistehen. Selbst Alis Vater kommt bei einem Besuch zu dem Urteil: Sie ist eine gute Frau (und eine schlechte Köchin). So sind sie in dem verlassenen Nest glücklich für den Rest ihres Lebens.

Nein, die Weltgeschichte greift erneut ein. In Moskau stößt die Revolution den Zaren vom Thron, in der Provinz verfällt die russische Macht, in Baku herrscht Anarchie – und die Nachararjans sind in ihre Heimat abgezogen. Bei Ali löst die Aussicht, die bescheidene Idylle zu verlassen, gemischte Gefühle aus, Nino aber jubelt „ekstatisch“: „Wir fahren!“ Es war

also doch nicht ihre Traumrolle, in einem ärmlichen muslimischen Dorf dem Mann zu dienen!

Die zentrale politisch-militärische Frage ist nun, wer sich mit wem verbündet. Es ist bereits abgemacht, dass die Armenier an der Seite der Muslime gegen die wankende russische Herrschaft kämpfen, aber schließlich gehen sie doch mit der alten Führungsmacht zusammen, die kurze transkaukasische Allianz hat keinen Bestand. Nicht die Vernunft, die Nino beschwört, siegt, sondern das Blut, so formulieren die Muslime – in doppeltem Sinn: das Blut, das in den vergangenen Kämpfen zwischen den Ethnien vergossen worden ist und keine Freundschaft zulässt, und das Blut in den Adern der Lebenden, das die Völkerschaften unterscheidet.

Ali lässt sich am MG ausbilden; jetzt, wo es um die Heimat geht, kämpft er selbstverständlich mit. Und es passt sehr gut, dass er das Tor verteidigen soll, das die Altstadt von Baku, den Urgrund seines Lebens, von dem modernen Außenbezirk trennt.

Nino soll sich nach Persien in Sicherheit bringen – „Wenn die Russen siegen, werden sie alle Frauen schänden.“ „Mich wird man nicht schänden, mich nicht“, sagt Nino und bleibt da, wo ihr Mann in Gefahr ist. „Sie war eine gute Frau, obwohl sie mir widersprach“, kommentiert Ali, stolz.

Ali kämpft heldenhaft, zuerst mit dem MG, dann mit dem Dolch, er „trinkt das Blut der Feinde“. Von denen kommen viele um, unter anderem ziemlich alle Nachararjans. Aber Baku fällt, Ali, sein Vater, Nino und Seyd retten sich mit viel Glück in ein Boot, das nach Persien fährt. Der Vater resümiert mit asiatischem Gleichmut: Baku ist jetzt Europa. Aber das war es eigentlich schon vorher. Sein eigener Sohn, der eine russische Schule besucht hat, Latein kann und eine europäische Frau hat, ist kein Asiat mehr; die moderne Technik hätte in der Ölstadt auch ohne Wiedereinzug der Russen weiter triumphiert. Persien aber – Persien schläft seit tausend Jahren, und Ali hofft, hier den Zugang zu der „Traumwelt Asiens“ zu finden.

Wirklich findet er ein traumhaftes Leben in Persien – in gewisser Weise: Rosen, Springbrunnen, Nachtigallen, wundervolle Gedichte von Hafis, eine Oberschicht, die nur der Schönheit lebt, von unzähligen Dienern versorgt – am Ende ist man zu faul, sich selber an der juckenden Nase zu kratzen. Bei nächtlichen Gastmählern zelebriert diese Schicht ihre uralte Kultur – überhaupt ist Persien das einzige Land, das eine Kultur besitzt. (Eine Zeit lang, erzählt ein kaiserlicher Prinz, habe er auch den Indern eine gewisse Kultur zugestanden, aber dann gesehen, wie ein Inder die Außenblätter vom Salat aß ... Nein, es gibt nur Perser und Barbaren.) Politisch-gesellschaftlich ist die Lage jedoch desolat: Man hat die Ölrechte an die Engländer verkauft, und die bauen auch gleich Straßen und haben die Sicherung der Grenzen übernommen, kein Perser wird mehr Soldat. Der Adel interpretiert das so: Die Barbaren nehmen uns die Arbeit ab, sie sind unsere Sklaven und zahlen auch noch Geld dafür. Aber das Volk darbt, die Institutionen verkommen - Persien stirbt, denkt Ali bei aller Faszination, es stirbt in Grazie.

Bei einer der vielen Einladungen trifft Ali einen Vetter, den diese lächerliche Zurückgebliebenheit des Landes quält. Er ist entschlossen, für die Modernisierung des Landes zu kämpfen. (Wir erinnern uns, dass solche Kräfte später Erfolg hatten: Ab 1925 wurde Persi-

en unter den Pahlevi-Schahs, deren zweiten wir ja noch gut in Erinnerung haben, auf den Weg zu einem modern-europäischen Gemeinwesen gebracht – bis 1979 der Islamismus dem ein Ende setzte.) Als er Ali auffordert, dabei mitzuwirken, fragt dieser, wo denn bei einer solchen Entwicklung die „Seele Asiens“ bleibe, und beide sind sich einig: Sie wird schon weiterexistieren – aber im Museum. Daran kann sich Ali nicht beteiligen. Andererseits ist ihm klar, dass unter den schönheitsliebenden alten Trotteln das Land in unwürdiger Abhängigkeit verkommt, und wieder ist er ohne klare Orientierung. Aber seine Zukunft ist ohnedies nicht in Persien, er brennt vor Heimweh nach Baku, das gerade von den Türken und verbündeten Einheimischen angegriffen wird (Wie gerne würde er mitkämpfen!), und er liebt Nino.

Nino ist nämlich in Persien ganz und gar nicht glücklich. Schon auf der Reise nach Teheran musste die „nackte Frau“ von einer Wache beschützt werden, und jetzt ist sie doch praktisch zur Haremsfrau geworden. Ohne Schleier darf sie nicht ins Freie, sie ist unter der Obhut eines alten Eunuchen, der ihr beibringen will, wie man die Zähne putzt: mit den Fingern, beileibe nicht mit einer Bürste, und der es als seine Pflicht erachtet, dem „wildem Weib“ die Körperhaare abzurasierern - zum Glück versteht sie die persische Ankündigung nicht und wird dann doch verschont, weil sie inzwischen schwanger ist. Obwohl sie mit dem alten Griesgram ihren Schabernack treibt, sich über manches hinwegsetzt und alle Annehmlichkeiten genießt (Ali kauft den Basar leer, um sie durch Geschenke zu versöhnen), langweilt sie sich entsetzlich und fühlt sich behandelt wie ein teurer, zerbrechlicher Gegenstand. Von Alis Kusinen muss sie sich die Frage stellen lassen, ob es nicht sehr aufreibend sei, die einzige Frau eines noch jungen Mannes zu sein. Als ihre Eltern in Teheran eintreffen, wird ihr Los leichter: In einer Kutsche mit geschliffenem Glas in den Fenstern kann sie zu ihnen gelangen und auch Besuche bei europäischen Diplomaten machen. Aus der Wohnung des holländischen Konsuls am Kanonenplatz macht sie dann allerdings eine verstörende Beobachtung.

Es ist der Monat Moharrem, für Schiiten der Monat der Trauer um Hussein, den Enkel des Propheten, der im Jahre 680 auf der Flucht vor Feinden des Glaubens gefallen ist. Der gottesfürchtige Seyd erklärt Ali, der ihm zu sehr dem Irdischen zugewandt ist, den Sinn des Festes. Hussein, der Erlöser, war der erste Imam, wirkt heute noch unsichtbar als „verborgener Imam“, wird am Ende der Zeiten wiederkommen; die Trauer um ihn wendet den Sinn der Gläubigen dem Unsichtbaren zu. (Wir bemerken Ähnlichkeiten mit der Verehrung des getöteten, weiterwirkenden, dereinst wiederkehrenden Erlöser Christus; bei den folgenden Bußszenen kann man sich in gewissem Maße an Prozessionen während der Karwoche in Spanien erinnert fühlen.) Ali reagiert unwirsch auf diese Weisheiten aus dem Religionsunterricht, er habe andere Sorgen, er glaube sehr wohl an das Geheimnis des Unsichtbaren, aber nicht an den Sinn solcher Mysterienfeiern. Am Tag des Festes hört er dann den Lärm des Begängnisses.

Text 4

Die Trommelschläge kamen näher, ihr Rhythmus war begleitet von kurzen, tausendfach wiederholten Rufen:

„Scha–ssé ... Wah–ssé: Schah Hussein ... Weh Hussein.“

An der Ecke zeigte sich die Prozession.

[...]

Voran, in schwarzen Trauergewändern, mit entblößtem Rücken und schweren Ketten in der Hand, die frommen Büsser. Im Takt der Trommel hoben sie die Hände, und die Ketten streiften die geröteten, blutenden Schultern. [...]

Ich stand am Fenster. Ein nie gekanntes Gefühl ergriff mich. Der Ruf drang mahrend in meine Seele, das Verlangen nach Hingabe erfüllte mich. Ich sah die Blutstropfen im Staube der Straße, und das Tamburin klang lockend und befreiend. Da war es, das Geheimnis des Unsichtbaren, die Pforte des Leides, die zur Gnade der Erlösung führte. Ich presste die Lippen zusammen. Noch fester umklammerte meine Hand das Fensterbrett. Die Fahne Husseins zog an mir vorbei [...] und alles Sichtbare um mich versank. Noch einmal hörte ich den dumpfen Klang der Trommel, der Gleichklang der wilden Rufe war in mir, und ich war plötzlich selbst ein Teil dieser Menge. Ich schritt im Kreise der Breitschultrigen, und meine geballten Fäuste hämmerten gegen meine entblößte Brust. Später ahnte ich das kühle Dunkel einer Moschee um mich und hörte den klagenden Ruf des Imams. Jemand gab mir die schwere Kette in die Hand, und ich fühlte den glühenden Schmerz in meinem Rücken. [...] aus meiner Kehle drang wild und jauchzend der alte Ruf: „Schah–seé ... Wah–seé.“

Wir haben eine Bekehrung erlebt – gegen den Kopf (der den Doktrinär Seyd hat abblitzen lassen) hat das Innere, die „Seele“ ganz spontan die Führung übernommen und aus dem bloßen Traditions-Schiiten Ali einen sich in ekstatischer Kasteiung verlierenden Gläubigen gemacht, bei einer blutigen Begehung, die in europäischen Kreisen als das „barbarischste Fest des Orients“ gilt und im Übrigen auch von der stilvollen Kulturpflege der schönheitstrunkenen Adligen sehr weit entfernt ist. (Der Kaiser ist bezeichnenderweise während des Festes nicht in Teheran, sondern in seinem Sommerpalais.) Nino jedoch hat Ali inmitten der wahnsinnigen Menge gesehen, und als sie danach die blutigen Wunden Alis wahrnimmt, bricht sie heftig weinend in den Ruf aus: „Ich hasse dich, Ali Khan! Du hast mir deine Seele gezeigt.“ Sie hat sich geschämt bis in die Zehenspitzen, seine Frau zu sein, „die Frau eines fanatischen Wilden“. Ali kann ihr nicht klarmachen, was ihm dieser Vorgang bedeutete, dass er „beim Unsichtbaren die Heimat und den Frieden hatte finden wollen“, die ihm in der Realität verwehrt geblieben sind. „Deinetwegen, Nino“, habe er es getan, „doch du wirst es nicht verstehen“. (Auch der Leser hat Probleme mit diesem Satz. Meint

er, dass eine transzendente Verankerung auch der Ehefrau des Befriedeten zugute gekommen wäre?). Nino beruhigt sich allerdings wieder, bereut zärtlich den heftigen Ausbruch und präzisiert: „Ich hasse nicht dich. Ich hasse das fremde Land.“ Asien ist für sie endgültig „abscheulich“. Als anderntags die Prozession sich erneuert, übertönt Ali den Lärm mit dem Grammophon, einem modern-technischen Gerät. (Abgespielt wird ausgerechnet die Arie des Mephisto aus Gounods Faust-Oper – wobei nicht erörtert wird, mit welcher Seite der Teufel in Verbindung zu bringen ist.) Der Versuch Alis, des zwischen den Sphären Stehenden, zu einer stabilen Verortung zu finden, ist jedenfalls ohne durchschlagenden Erfolg geblieben.

Wieder ist es die Weltgeschichte, die eine Veränderung herbeiführt und das Paar aus dieser kaum mehr zu ertragenden Situation herausreißt. Der türkische Heerführer Enver Pascha hat Baku erobert, die Russen sind vertrieben. Die Schirwanschirs fahren natürlich, sobald wieder Schiffe fahren dürfen, zurück in die Heimat. Der Vater Alis ist aber wenig angetan von den türkischen Offizieren, die Sekt trinken und über das Reich Turan, ein erhofftes Imperium aller Turkvölker bis weit nach Asien hinein, reden, er ist abgestoßen von dem Lärm, dem „Geruch der Gottlosigkeit“ – Baku ist jetzt unter dem jungtürkischen Einfluss vollends Europa geworden; er geht zurück nach Persien, zu dem würdevollen Onkel, der alles Türkische hasst. Ali allerdings soll bleiben und beim Wiederaufbau helfen.

„Rascheste europäische Reformen“ sind angesagt, damit das Land sich gegen eine erneute russische Invasion behaupten kann. Kein Wunder, dass der fromme Seyd nur Hass und Verachtung für den neuen Staat zeigt. Ali richtet das im Krieg verwüstete Haus der Familie wieder her, und nach den Anweisungen der begeisterten Nino (der Haushalt ist der Bereich der Frau) entsteht ein europäisches Haus mit Teppichen auf dem Boden statt an den Wänden, hellen Tapeten, Betten statt Diwans – alles ganz anders als im persischen Harem. (Ein wenig schlechtes Gewissen hat sie allerdings gegenüber ihrem Gatten.) Dann kommt der Waffenstillstand, der Weltkrieg ist zu Ende, die Türkei, die auf den anderen Kriegsschauplätzen nicht so erfolgreich war wie hier an der Ostfront, wird dezimiert. Die türkischen Truppen rücken aus Baku ab, eine englische Besatzung zieht ein. Jetzt wird der sprachbegabte Ali, der als einziger weit und breit schon Englisch kann (und es zusammen mit Nino eifrig weiter vervollkommnet), eine wichtige Person: Er bekommt nicht nur die Funktion eines Attachés im Außenministerium, sondern sein neues Haus mit moderner Einrichtung und gewandter „europäischer“ Hausfrau wird ein Zentrum des gesellschaftlichen Lebens für die europäischen Diplomaten, die jetzt in Baku, der neuen Hauptstadt, leben. Jetzt geht es den beiden umgekehrt wie in Persien: Nino ist in ihrem Element, Ali hält es kaum aus, er leidet, wenn fremde Männer den nackten Rücken seiner Frau bewundern, fühlt sich als Verräter. Den Gästen machen beide, um das Renommee ihres Landes zu fördern, vor, die Standards seien in Aserbaidshon allgemein schon längst so ähnlich wie in ihrem Hause, dem rückständigen Persien um Jahrhunderte voraus. Einmal aber kommt Ali damit schlecht an: Ein alter Brite, der zwanzig Jahre Konsul in Persien gewesen ist, sagt ihm in fließendem Persisch: „Es ist schmerzlich zu sehen, wie die alten, gediegenen Formen der orientalischen Kultur verfallen, wie die heutigen Orientalen unserer Zivilisation nachrennen und die Sitten ihrer Ahnen verachten.“ Ali fühlt sich als „Ochse“. Zwar kann er eine Über-

siedlung nach Paris als Diplomat, die Nino schon eingefädelt hat, abwenden („Dort würde ich dich hassen!“), aber glücklich ist er nicht. Manchmal reitet er vor die Stadt hinaus hinaus, um sich an der Seele Asiens zu laben - die Wüste ist noch die alte.

Als Nino nun ihr Kind zur Welt bringt, hören wir vor allem den herbegeeilten Vater Alis lange von Alis schwieriger Geburt und den dabei vollzogenen Zeremonien erzählen und bekommen die Gebete, die zu diesem Anlass angebracht sind, im arabischen Originalwortlaut zitiert. „Das ist alles, was wir tun können, aber das ist mehr als alle Weisheit der Ärzte.“ Wieder fühlen wir uns verunsichert: Diese Dinge werden uns präsentiert, als ob wir sie mit Sympathie aufnehmen sollten, aber immerhin ist Alis Mutter bei der Geburt gestorben und die von Ärzten betreute Nino überlebt problemlos, und wenn der Vater erzählt, dass das kränkelnde Kleinkind Ali auf den Rat eines „weisen Mannes aus den Bergen“ in den Bauch einer toten Kuh gesteckt wurde und dort wunderbar gesundete, kann das der europäische Leser nun wirklich nicht als orientalische Weisheit akzeptieren. Die schon am Anfang gespürte Uneindeutigkeit der Wertung bleibt also bis zum Schluss.

Nino meldet glücklich, es sei ein Mädchen, und tut das auf Tatarisch, d.h. in der Sprache der aserbajdschanischen Muslime, obwohl sie die kaum beherrscht. Ali aber weist die Tröstung seines Vaters (nur ein Mädchen!) stolz zurück. Bei dieser gegenseitigen Annäherung der ungleichen Ehepartner können wir der Verbindung eine hoffnungsvolle Prognose ausstellen.

Aber jetzt schlägt die Weltgeschichte ein weiteres Mal zu. Die russischen Bolschewiken denken nicht daran, auf das ölreiche Land, das zur Zarenzeit zu Russland gehört hat, zu verzichten. Aserbajdschan aber ist, seit es endgültig als selbständig anerkannt wurde und die britische Besatzung abgezogen ist, fast ohne Militär: Nur wenige Regimenter stehen bereit. Im April 1920 greifen die Russen an, unter Bruch der Verträge, an deren Ausarbeitung Ali im Ministerium mitgearbeitet hat, und besetzen Baku. Ali und Nino sind gerade mit dem Töchterchen im Sommerurlaub auf einem Familiengut bei Gandscha, im Westen des Landes, und genießen eine Zeit der ländlichen Idylle, als die Nachricht vom Einmarsch und seinen Gräueln eintrifft. Alis alter Freund Iljas, der sie ihm überbracht hat, fordert ihn auf, als Familienvater mit den Seinen nach Persien zu gehen. Aber Ali sagt: „Ich kann nicht nach Persien gehen. Ich kann auch nicht nach Europa.“ Weder das kraftlose Land des Nostalgie-Islams noch das Reich der wurzellosen Moderne bieten ihm eine Identifikationsmöglichkeit. Er bringt Nino mit dem Kind auf den letzten Zug nach Tiflis und sagt, er komme in wenigen Tagen nach, um mit den beiden nach Paris weiterzufahren. Nino aber weiß (noch aus der Schule), dass ein berühmter Vorfahre Alis an der Brücke von Gandscha im Kampf gegen die Russen gefallen ist. (Das war 1826 im russisch-persischen Krieg, die Russen siegten dank ihrer Kanonen, also dank moderner Technik.) Sie weiß Bescheid, sie schreit auf „wie ein wundes Tier an der Schwelle des Todes“, dann fasst sie sich, küsst ihren Mann flüchtig und schaut aus dem Fenster des abfahrenden Zugs „wie ein kleiner, erschrockener Vogel“.

In der Tat hat sich Ali entschlossen, mit einer Freiwilligeneinheit unter Freund Iljas gegen die Invasoren zu kämpfen. In Paris zu leben erscheint ihm ja, wie wir gehört haben, unvorstellbar, er würde dort Nino zu hassen beginnen. Er entscheidet sich für die Heimat, für die

Familientradition, und das heißt unter den gegebenen Umständen für den Kampf gegen die europäischen Unterdrücker und für den wahrscheinlichen Tod, unter Verzicht auf ein Leben mit Nino. (Darüber, was er im Falle des Überlebens gemacht hätte, braucht man nicht zu spekulieren.) Auf jener Brücke von Gandscha bezieht er mit dem Maschinengewehr Stellung gegen die Übermacht, auf der Brücke, die den islamischen Teil der Stadt mit seinen Moscheen und den armenischen mit seinen Kirchen verbindet. Diese Verbindung, diese Koexistenz hat offensichtlich ausgedient.

Die Muslime kämpfen zunächst recht erfolgreich, im Nahkampf wird auch der altgewohnte Dolch ins Auge des Feindes gerammt. Dann wieder Warten im Morgengrauen, und dabei dieser Dialog:

Text 5:

Die Trompete blies klagend und lockend, vom Minarett flatterte die Fahne, und jemand stimmte das Lied vom Reiche Turan an.

„Ich habe Verschiedenes gehört“ sagte ein Mann, mit träumerischen Augen und todgeweihtem Gesicht. „In Persien ist ein Mann erstanden, Reza ist sein Name, er führt Soldaten an und jagt die Feinde vor sich her. Kemal sitzt in Ankara. Um ihn ist ein Heer versammelt. Wir kämpfen nicht vergebens. Fünfundzwanzigtausend Mann marschieren uns zu Hilfe..“

„Nein“, sagte ich, „nicht fünfundzwanzigtausend, zweihundertfünfzig Millionen marschieren. Muslims der ganzen Welt. Aber Gott allein weiß, ob sie rechtzeitig ankommen werden.“

Zur Klärung: Turan ist das angebliche Ursprungsgebiet der Türken in Mittelasien, das Reich Turan (wie erwähnt) ein erhofftes Reich, in dem alle Turkvölker vereint sein werden. Reza ist der (ebenfalls schon erwähnte) persische Reformler Reza Pahlavi (Pahlevi), der 1925 Schah wurde und dem Iran (so ließ er Persien zum Zeichen der Erneuerung jetzt nennen) wieder zu Selbständigkeit und Bedeutung verhalf. Kemal, seit 1934 Atatürk (Vater der Türken) genannt, machte die Türkei zur Republik und führte sie nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg zu neuer Größe.

Wie endet also Ali? (Denn dies ist seine letzte politische Äußerung.) Er bekennt sich im Angesicht der mit Sicherheit bevorstehenden Niederlage und des kaum vermeidbaren Todes hoffnungsvoll zum Panislamismus. Damit ist er mit sich selbst identisch geworden, jetzt endlich steht er ohne Vorbehalte zu dem, was ihm seine innere Stimme sagt.

Zu fragen ist, wie überzeugend oder folgerichtig diese Lösung seines Konflikts ist. Als Aserbaidshaner spricht er zwar eine dem Türkischen eng verwandte Sprache, aber seine Familie und sein frommer Freund Seyd haben ein Zusammengehen mit den sunnitischen Türken vehement abgelehnt. Sowohl Reza als auch Kemal haben ein nationales Programm, kein utopisch übergreifendes. (Das hatte nur der Jungtürke Enver Pascha, aber speziell für die Turkvölker.) Und vor allem: Beide wollen ihrem islamischen Land Größe wiedergeben durch modernisierende Reformen, die die islamischen Traditionen und den Einfluss der

Geistlichkeit radikal beschneiden. (Kemal hat ja den muslimischen Freitag durch den europäischen Sonntag, die arabische Schrift durch die lateinische ersetzt, den Fez und in weitem Umfang den Schleier verboten.) Genau diese Art von Reform aber hat Ali abgelehnt, am deutlichsten in der Diskussion mit dem Vetter in Persien. Er hat ja noch eher Sympathien gegenüber dem urtümlichen Volkstum in christlichen Ländern (Karabagh, Georgien, Armenien) gezeigt als gegenüber dem Modernismus im islamischen Bereich. Wir müssen also annehmen, dass er im Falle des Überlebens mit dieser letzten Sicht der Dinge nicht wirklich glücklich geworden wäre. Aber er hat nicht überlebt, und eine pathetisch-effektvolle Vision am Ende eines Heldenlebens ist diese Voraussage zweifellos.

Kurz das Ende: Nachdem Ali reihenweise Russen niedergemäht hat, löffelt er in einer Kampfpause Suppe und schreibt die letzten Zeilen in das Heft, das (wir müssen annehmen, zusammen mit einer Reihe von weiteren Heften) unseren Roman enthält. Dann kommt die Schlussnotiz von Freund Iljas: Ali starb bei einem erneuten russischen Angriff, von acht Kugeln durchbohrt. Das Heft soll seine Frau Nino bekommen. Wir dürfen also ergänzen: Sie hat überlebt und die Lebensgeschichte ihres Mannes veröffentlicht.

Noch eine kurze Überlegung zur Autorschaft: Von Nussimbaum sind Äußerungen bekannt, die panislamische Überzeugungen bekunden. Chamanzaminli aber war kein Islamist, sondern vertrat eine eher säkulare Linie. Auch wenn Alis letzte Worte nicht unbedingt die exakte Meinung des Autors wiedergeben müssen, haben sie doch sicherlich seine Sympathie, und auch dadurch dürfte die Autorfrage nicht mehr zweifelhaft sein. Schließlich bleibt die Sprache: Chamanzaminlis Deutschkenntnisse stammen im Wesentlichen aus dem Schulunterricht. Auch von daher ist ihm die Verfasserschaft nicht zuzutrauen. Ein aserbaid-schanischer Kritiker versucht, gerade diese unvollkommene Sprachkompetenz zum Argument für seine Autorschaft zu machen: „Der Text ist deutsch, aber es ist eine aserbaid-schanische Art von Deutsch [...], die ein wirklicher Deutscher nie benützen würde. Die Satzstruktur zeigt, dass [der Verfasser] kein Deutscher ist.“ Wir Deutsche wissen es besser und wundern uns, zu welch bizarren Behauptungen die Literaturwissenschaft sich versteigen kann, wenn sie nationale Interessen verfolgt. Lassen wir also Nussinbaum, dem merkwürdigen Menschen zwischen den Welten, die Ehre der Verfasserschaft dieses Romans, der wie ich finde, nicht nur vielfaches Interesse erwecken kann, sondern auch literarisch, bei anerkannten Schwächen, seine Meriten hat.

Dr. Gerhard Vogt, 18. Februar 2019